

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 80 (1954)
Heft: 34

Artikel: Dornröschen hinter der Hecke
Autor: Scapri, N.O. / Kobel, Alfred
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-493758>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Dornröschen hinter der Hecke

Vor dem Fenster die Hecke wächst und wächst, die Äeste verschlingen sich liebevoll, andere streben aufwärts, immer höher und höher, es werden ihrer immer mehr. Und das Zimmer, das sein bißchen Licht von diesem Fenster beziehen soll, sinkt in dunkelgrüne Nacht.

«Mehr Licht!» Der Schriftsteller ruft es, der hinter dem Fenster wohnt, und daß es nicht sein letztes Wort ist, sondern daß er es mitten im Sommer früh und abends täglich rufen muß, unterscheidet ihn von Goethe.

Die grüne Wand hat auch ihre Vorteile, denn sie deckt barmherzig eine Aussicht zu, die man lieber nicht als solche bezeichnen möchte. Ein Hof, nicht sonderlich breit an dieser Stelle, und gegenüber Mauer und Fenster eines Ungeziefervertilgers. Um sechs Uhr früh beginnt seine Mannschaft eine lebhaftete Diskussion – sie reden nicht von ihrem Beruf, was man ja zur Not verstehn kann, so nützlich er auch sein mag, sondern über hohe und höchste Politik. Das ergibt Zusammenhänge und Assoziationen, die wir nicht weiter verfolgen wollen. Um diese Tageszeit wäre es jedenfalls wünschenswerter, sie würden von was immer schweigen, als von Politik zu reden. Immerhin dämpft die Hecke den Eifer der Diskussion zu einer Vornehmheit, die man im englischen Oberhaus finden dürfte. Im Hof liegt ferner ein umgekehrter Kahn, dessen Akustik wiederum den Kindern mehr Freude macht als dem Schriftsteller, aber auch das klingt nur gedämpft durch die Hecke hindurch.

So schwanken die Schalen für und gegen die Hecke, ihr aber ist das gleichgültig, sie wächst und verdichtet sich weiter, keine Wand mehr, sondern ein Wall, eine Festungsmauer, eine Kerker-

mauer. Der Schriftsteller vermeint nun endlich zu ahnen, wie es Dornröschen zumute gewesen sein mag, aber seine Freunde mustern ihn spöttisch, als er das äußert, und so begnügt er sich damit, jenem Küchenmeister nachzufühlen, dem die zur Ohrfeige gereckte Hand im Schwung stecken geblieben ist. Der Knabe Dani drückt sich für alle Fälle, denn dergleichen beabsichtigte und nicht verabreichte Ohrfeigen kommen nur im Märchen vor, und er hat sie reichlich verdient, weil er Schere und Leimtopf, die wichtigsten Attribute des Schriftstellers, zur Anfertigung eines Flugzeugs entwendet hat, das wie jenes «petit navire» des französischen Liedes «ja-ja-jamais» navigieren wird. Mit Mühe und Not wird noch ein Rest Leim gerettet, auch die Schere findet sich, und der Schriftsteller kann sich zu geistiger Arbeit sammeln, nicht ohne, mit einem Fluch auf die Hecke, um fünf Uhr nachmittags, mitten im Juli das Licht anzudrehen.

Abermals bleibt die Hecke ungerührt, sie lächelt grün, man sieht sie förmlich wachsen, immer höher recken sich die Zweige, bald wird auch der erste Stock erreicht sein, die Phantasie eilt den Zweigen voraus, sieht das ganze abscheuliche Mietshaus dicht umbuscht, seine Bewohner von der Außenwelt des Ungeziefers und seiner Vertilger abgeschlossen und in tiefem Schlummer warten, bis ein Prinz sich hindurchwagt und dafür sorgt, daß verdiente Ohrfeigen auch ihr Ziel finden.

Doch hin und wieder – sehr selten – bewähren sich Sprichwörter als wahr. Es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, heißt es, und das sollen auch die Hecken sich gesagt sein lassen. Um sieben Uhr morgens noch tönte die politische Diskussion gedämpft,

um acht Uhr setzte der Schriftsteller sich, seufzend wie immer, im hundertkerzig beleuchteten Zimmer an seine Maschine, die Hecke lächelte nicht, sie grinste grün – der Ersparung halber könnte man auch sagen: sie grünste – da, ein Klappern, ein Klirren, erst leise, dann immer vernehmbarer – der Prinz ist da! Er sieht nicht aus wie ein Prinz aus dem Märchen, und bei näherer Betrachtung ist er auch keiner, sondern ein fröhlicher Gärtner.

Nun wäre es an dem Schriftsteller, zu grinsen! Die frechen Zweige fallen rasch, das Dickicht lichtet sich, die hundert Kerzen belasten nicht länger die Lichtrechnung – aber man bringt doch keine rechte Fröhlichkeit auf. Arme Hecke! Sie hatte es doch im Grunde gut gemeint, man konnte sich mit ihrer Hilfe vor der Welt ohne Haß verschließen, das Leben, darein man durch sein Fenster blickte, war nicht grau, die Nationalfarbe des Lebens, sondern grün. Und draußen wird es laut, die politische Diskussion der Wanzenvertilger hat nichts mehr vom englischen Oberhaus, man müßte wohl schon das alte österreichische Parlament zum Vergleich heranziehen. Die Kinder auf dem umgedrehten Kahn sind unentwegt an ihren akustischen Studien, und von den Dächern gegenüber – man hatte ganz vergessen, daß auch sie einem erspart gewesen waren – flattern ungraziös lange Männerunterhosen.

Kahl und tief herabgestutzt steht die Hecke, das gelockerte Astgewirr bringt manches an den Tag, was man achtlos aus dem Fenster geworfen hatte, Bananenschalen und Ablehnungen von Redaktionen und dergleichen Briefe, die nur dann einen Zweck haben, wenn sie einseitig beschrieben sind und man sie noch als Durchschlagspapier verwenden kann.

Ja, es ist hell im Zimmer, trostlos hell, und man weiß jetzt reuig, daß das grüne Dunkel doch schöner war. Es ist wie in der Geschichte von dem Schwerhörigen, dem der Arzt den Schnaps verbietet. Das Leiden bessert sich, aber nach einiger Zeit ist die Taubheit wieder da. «Sie haben gewiß Schnaps getrunken», sagt der Doktor streng. Und «Ach, Herr Doktor», erwidert der Patient, «alles was ich gehört habe, war nicht so gut wie Schnaps!»

Und so trauert man seiner Hecke nach, wenn man die politischen Gespräche der Wanzenvertilger mitanhört – gegen die, weiß Gott, nichts gesagt sein soll, man hätte ihrer zur rechten Zeit und am rechten Ort mehr gebraucht, und die politischen Gespräche anderer Berufe hört man auch lieber nur durch eine dämpfende Hecke – und wenn man die flatternden Männerunterhosen sieht, die dem Wanst von morgen entgegentrecknen.

N. O. Scarpi

